Zeitschrift: Acta Tropica

Herausgeber: Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)

Band: 12 (1955)

Heft: 1

Artikel: Eine mangaianische Naturmythe in Versform, ihre Einordnung und ihre Ausdeutung

Autor: Draws-Tychsen, Hellmut

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-310540

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine mangaianische Naturmythe in Versform, ihre Einordnung und ihre Ausdeutung.

Von Hellmut Draws-Tychsen.

(Eingegangen am 20. Januar 1954.)

Die Vorbemerkungen

Die russische, französische, englische und deutsche Ethnologie Polynesiens hat im Gegensatze zur amerikanischen, chilenischen, neuseeländischen und schwedischen Feldforschung dieses Gebietes zu grell die materielle Seite jener Kultur zu Ungunsten ihrer mentalen Seite beleuchtet und daher oft genug nur ein lückenhaftes Gesamtbild einfangen können, denn eine Kultur, die der Schrift, der Metalle, der Töpferscheibe und des Weberschiffchens entbehrte, also rein geistig ausgerichtet gewesen war, wird naturgemäß keinen Sinn für jene einseitig approbierte und historisch orientierte Weltschau haben, die kraß mit den Begriffen Raum und Zeit operiert. Natürlich wandelte sich das Gutachten des einen oder anderen Gelehrten mit der Fülle seiner Erkenntnisse bisweilen zum günstigeren. Man vergleiche als ein Beispiel für viele Hans Nevermanns Ausführungen über Polynesien vom Jahre 1939 in der «Großen Völkerkunde» Hugo A. Bernatziks mit denen vom Jahre 1947 in seinem Buche «Götter der Südsee, Die Religion der Polynesier»; und trotzdem hat der Melanesienfeldforscher Hans Nevermann, bar einer sogenannten musischen Urbegabung, die raumlose Wasserwelt des tangata durch eine zu abendländisch vorgeschwärzte Brille *geschaut,* wo er trefflicher hätte *hineinhorchen* müssen, denn die schlichte Formel des einmaligen und einzigartigen Unterschiedes lautet: hier *viele* optisch-terrane Kulturen und dort *eine* akustisch-maritime. Nevermann schiebt Emil Reches «Tangaloa» (München 1926) überheblich beiseite; er kennt gewiß nicht J. Macmillan Browns «The Riddle of the Pacific» (London 1924), Carl Skottsbergs «Notes on a visit to Easter Island» (Uppsala 1920), Lewis Spences «The Problem of Lemuria» ([3]London 1933) und Camillo Branchis jüngst erschienenes Buch «Dalle Isole Turchine agli Atolli del Sole» und scheint auch die diesbezüglichen Studien von Eckart von Sydow, Paul Rivet, A. A. Mendes Corrêa, Enrico H. Giglioli, Olympio da Fonseca und mir selber wenig oder nicht beachtet zu haben. Die kanakische Kultur ist nämlich keine materiell-bedingte, sondern eine durchaus musisch-geartete und daher in ihrem schöpferischen

Volumen einzig und allein mit der alt-hellenischen zu vergleichen (καλοκαγαθία), wie ich es erstmalig am 12. April 1938 in der Musikhochschule zu Budapest vor einem illustren internationalen Auditorium darlegen konnte («Von der griechischen Artung und inneren Vollkommenheit der alt-kanakischen Kulturen», Vortrag gehalten auf Einladung der «Magyar Keleti Társaság»).

Selbst E. S. CRAIGHILL HANDYS monographische Darstellung «Polynesian Religion» (Honolulu 1927), «the product of three years of literary research devoted to this subject in preparation of a thesis, which was presented at Harvard University in 1920 for the degree of Doctor of Philosophy in Anthropology, and of five years of subsequent personal investigation in the different island groups of Polynesia», berücksichtigt fast ausschließlich das profanmanifeste, außenflächige Kulturbild und kaum seine sakral-latenten, tiefenfülligen Schichtungen. «Wir tragen die frühen Völker in unserer Seele, und wenn die späte Ratio sich lockert, in Traum und Rausch, steigen sie empor mit ihren Riten, ihrer prälogischen Geistesart und vergeben eine Stunde der mystischen Partizipation» (GOTTFRIED BENN). Die moderne Psychiatrie und Parapsychologie, die beispielsweise den Problemen der Telepathie und der Telekinese nachspürt, mittels deren schwerelos gemachte Mammutsteinblöcke durch Fluten und über Berge mühelos zu gigantischen Monumenten getürmt werden konnten (Rapanui-Teillösung!?), wird zweifellos auch der kanakischen Kulturforschung neue Wege und weite Aussichten erschließen. Die kaum hundertjährige ethnologische Wissenschaft steckt noch immer in den Kinderschuhen, und ihre wahrscheinliche Entwicklung zur Reife läßt sich einstweilen nicht genau übersehen. SIGMUND FREUDs genial geschaute Traumausdeutung, «in das Nachtleben scheint verbannt, was einst am Tage herrschte», dürfte einen Hauptschlüssel zur Entheimnissung sakral-latenter tiefenfülliger Schichtungen polynesischer Naturmythen herbeigeschafft haben, der von unserer jungen Fachwissenschaft leider viel zu wenig angewendet wird. Wir müssen uns aber vor Schaden hüten, erneut und immer wieder längst ausgefahrene und abgewirtschaftete Gedankengleise noch einmal, ein letztes Noch-einmal befahren zu wollen, denn die mentale Katastrophe, die geistige Verwirrung an sich ist schon groß genug geworden; aber unsere moderne Gesellschaft vermag die ihr eigentümliche Ordnung immer noch nicht zu finden. Die allgemeine geistige Krise muß sich natürlich auch im Blickbild der völkerkundlichen Wissenschaft widerspiegeln.

GOTTFRIED BENN, ein moderner, schon vorher zitierter musischer Arzt und medizinischer Forscher, konnte mit Nachdruck feststellen: «Die Soziologen entdeckten beim Studium der primi-

tiven Völker ganz andere geistige Organisationen als hirnlich ableitbare, nämlich eine allgemeine biologische Bewußtseinsgliederung mit dazugehörigen fremdartigen Körpergefühlen, einer an einer anderen Wirklichkeit gebildeten Erfahrung, einer Besitzergreifung der Welt mittels einer mystischen Partizipation, die auch zu einer Art Weltbild geführt hatte auf Grund einer universellen körperlichen Basis für die Erlebbarkeit des Seins.» Gleichsam als gehobene Beispiele dazu möchte ich selber hier nur hinweisen auf die uns Ariern gegenüber differenziertere Tonscheidung des polynesischen Ohres mit seinen samoanischen Drittel- und Vierteltönen und seinem hawaiischen Glissieren und auf die ebenfalls uns Ariern gegenüber differenziertere Lichtbrechung im polynesischen Auge mit seiner maßmöglichen Empfänglichkeit für das Oszillieren von Farben bei kompaßlosen Hochseezielfernfahrten unter dem bestirnten Nachthimmel von vorentdeckerischen Tonganern und den mehr als sechshundert Farbworten im Maorischen für die Tönungen unserer Grundfarben bei — nach Professor COLENSO — insgesamt dreitausend einzeln gebildeten Worten für Farbenbezeichnungen überhaupt. WILHELM E. MÜHLMANN hat als scharfsinniger Soziologe innerhalb dieser größeren Zusammenhänge polynesische Wechselbeziehungen aufgedeckt. Großartige universale Einblicke verdanke ich ferner dem Helsingforser Gelehrten HERMANN FRIEDMANN («Die Welt der Formen, System eines morphologischen Idealismus», [2]München 1930) und dem Basler Biologen GUSTAV WOLFF («Leben und Erkennen, Vorarbeiten zu einer biologischen Philosophie», München 1933), meinen hochverehrten genialen Lehrmeister, den medizinischen Nobelpreisträger SANTIAGO RAMÓN Y CAJAL nicht zu vergessen («Reglas y consejos sobre investigación científica», [7]Madrid 1935). Wir modernen Ethnologen dürfen unsere eingeschnürten Fachbezirke nicht mehr monomanisch verbarrikadieren, sondern müssen bei dem engen Studium locale niemals das weite Studium universale außer acht lassen.

Geschichte und Materialien bleiben natürlich immer Gradmesser, allerdings subjektiv abhängige und keineswegs absolute. Unser rüstig ausschreitendes Jahrhundert der Relativität hat manche Fakten achtlos abgelegt, die unseren Vorvätern geradezu sakrosankt gewesen waren, und der ideogenetische Schwerpunkt unserer Hirnmasse hat sich seit den paar Jahrtausenden historischer Abläufe wiederholt und allmählich verlagert. Neue Erkenntnisse erfordern neue Bedingtheiten. «Wir stoßen also hier auf ein höchst bemerkenswertes Verhältnis: der intelligible, der rationalistische Teil des Ich bildete sich in und mit dem stammesgeschichtlich spätesten Teil des Gehirns, die frühere Stufe lebte ein reines Affekt- und Triebleben auf der Basis des Hirnstamms, über dem sich

dann erst der Großhirnmantel schloß. Wenn wir die Prähistorie und die Geologie zu Rate ziehen, erfahren wir, daß dies längst vor der letzten Sintflut, längst vor der letzten Eiszeit geschehen sein muß, denn das Gedächtnis dieser Rinde, realisiert in den Urmythen und Kosmogonien, reicht noch zu den Sauriern und ihrem Untergang im Sekundär, reicht zu den letzten Weltkatastrophen und endet anscheinend erst im Primär. Hier scheint der Anfang aller Dinge zu liegen» (GOTTFRIED BENN). Gewiß: die forscherische Erkenntnis des Einzelnen wird zerfließen und schließlich in das sich stetig wandelnde Gesamtbild einmünden; aber der schöpferische Gedanke an sich wird noch weiterfruchten, wenn das ihn zeugende Hirn schon lange verwest ist. Diese Feststellung soll nicht dem Ruhme, sondern dem Troste des Gelehrten dienen, gemäß den weisen Worten unseres — denn ethnologische Wissenschaft ist ohne medizinische Wissenschaft undenkbar — Altmeisters SANTIAGO RAMÓN Y CAJAL: «Doy por seguro y hasta por conveniente que en el fluir del tiempo, mi insignificante personalidad será olvidada; con ella naufragarán, sin duda, muchas de mis ideas. Nada puede substraerse a esta inexorable ley de la vida. Contra todas las alegaciones del amor proprio, los hechos vinculados inicialmente a un hombre acabarán por ser anónimos, perdiéndose para siempre en el océano de la Ciencia Universal. Por consiguiente, la monografía, impregnada todavía del aroma humano, se incorporará, depurada de sentimentalismos, en la doctrina abstracta del libro de conjunto. Al sol caliente de la actualidad sucederá — si sucede — la fría claror de la historia erudita . . .» («Recuerdos de mi Vida», Seite 408, [3]Madrid 1923).

Die Gegebenheiten

Auf seiner dritten und letzten Reise kreuzte JAMES COOK mit seinen Fahrtgenossen auf der «Resolution» und der «Discovery» am 29. und 30. März 1777 erstmalig vor dem mangaianischen Inselstrande, der von einem breiten Korallenriffgürtel umgeben ist, einheimisch makatea geheißen, der eine normale Landung fast unmöglich macht, so daß auch COOK sie wieder verlassen mußte, «ohne den Fuß auf diese schöne Insel setzen zu können, die uns für alle unsere Bedürfnisse so wohl versehen schien». Es ist uns nichts überliefert worden, daß vor ihm ein anderes Rotgesicht — so nämlich bezeichnen die Kanaken uns Europäer — Mangaia gesehen oder besucht hätte. Die Insel besitzt, ähnlich wie Rapanui, die ungefähre Form eines gleichseitigen halbliegenden Dreiecks mit dem Unterschiede, daß bei der Osterinsel die Seiten ziemlich eingefetzt und bei Mangaia stark ausgewölbt worden sind. Auf fünf

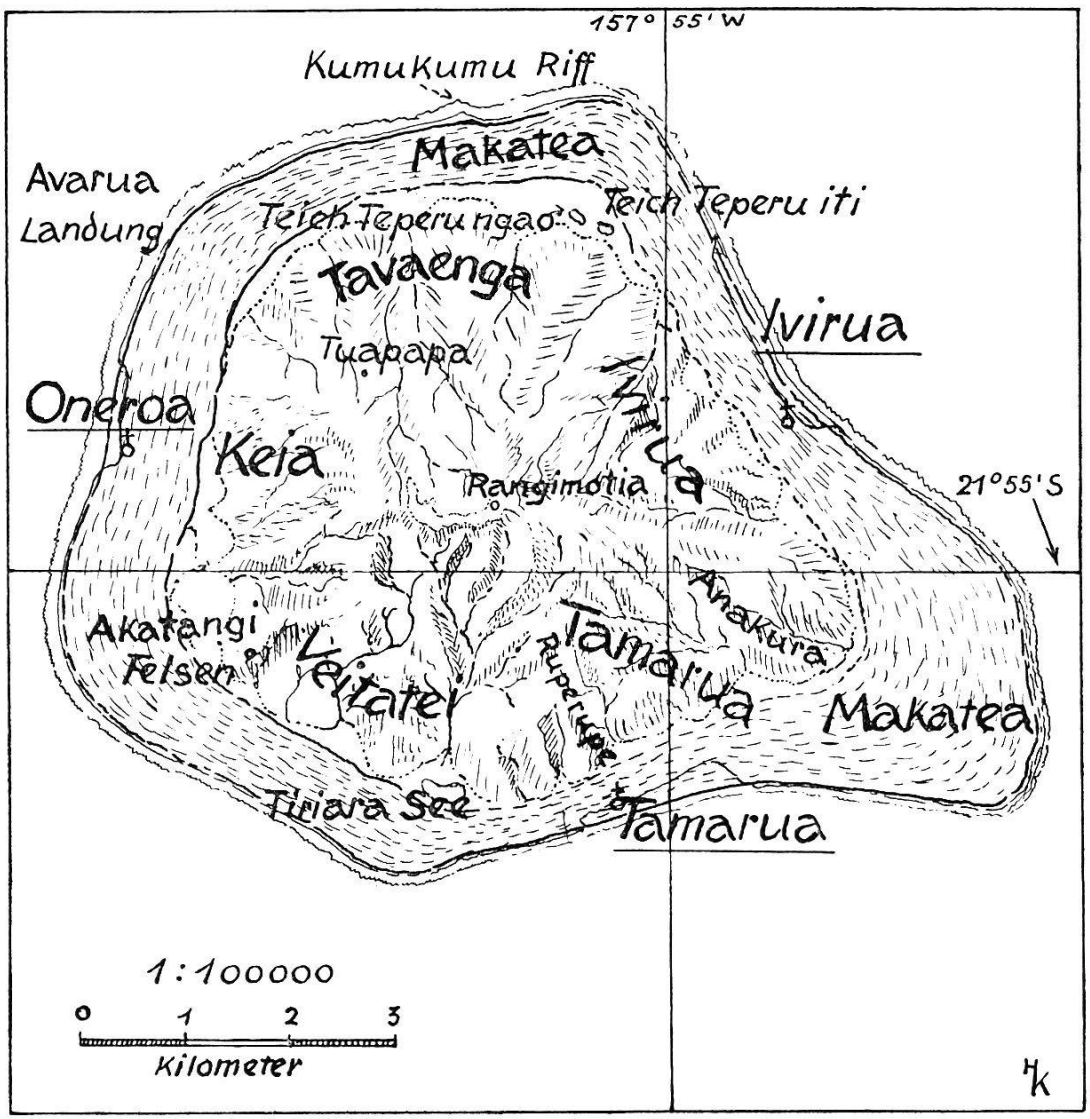

Abb. 1. Karte der Insel Mangaia, unter Benutzung von englischen und spanischen Seekarten sowie Angaben von *Mama Akaui* und *Hellmut Draws-Tychsen* gezeichnet von *Hermann Krach.*

Urstämme (tohu) war ursprünglich alles Land verteilt: te manahune, ngati tane, ngati akatauira, ngati ruanuku, ngariki, die in fünf Bezirken saßen: Keia, Tavaenga, Ivirua, Tamarua, Veitatei. (Diese Angaben verdanke ich meiner Korrespondenz mit dem eingeborenen Chronisten MAMA AKAUI.) Heutzutage gibt es nur noch die drei Küstendörfer Oneroa, Ivirua und Tamarua. Wir finden in dem geradezu klassischen Werke «La Polinesia» von RICARDO BELTRÁN Y ROZPIDE (Madrid 1884) folgende diesbezüglichen Angaben: «Mangea, Mangia ó Mangaia, isla de 67 km² con 2.260 habitantes cristianos protestantes. Los misioneros tienen establecimientos en las tres aldeas y puertos de la isla, Tamarua, Ivirua y Oneroa, unidas entre sí por excelentes caminos.» Die Bevölkerung dürfte sich in den letzten Jahrzehnten eher vermehrt denn vermindert haben und jetzt gegen dreitausend Seelen zählen. Neueste

statistische Angaben darüber waren bisher leider nicht zu erreichen. Mangaia wird von 25 Flüßchen mit zahlreichen Nebenbächen durchrieselt, die alle aus dem von den Hügeln Rangimotia (170 m) und Tuapapa (128 m) begrenzten zentralen Hochplateau inmitten der Insel entspringen; es besitzt genau im Süden einen kleinen See: Tiriara, und genau im Norden zwei kleine Teiche: Teperu ngao und Teperu iti. Der letzte Kultkundige (taunga) auf Mangaia wirkte um die jüngste Jahrhundertwende und hieß Daniela Tongitoro; Inselfürst war damals Ioe Irengo Ariki. Bekannt und berühmt in den Völkerkunde-Museen der Erde wurde Mangaia durch seine kunstvollen Zeremonial- oder Friedensäxte (toki macia), deren konisch nach oben sich verjüngende Vierkantstiele in einer Art von Schriftvorform mit den besonderen Kennzeichen der einzelnen Sippen versehen sind. Man vergleiche in diesem Zusammenhange meine Darlegung «Probleme der Ornamentik und Bilderschrift der Polynesier» (Ethnos Vol. 6: 1–2).

James Cook hat seiner mangaianischen Aufsegelung mehrere Seiten Notizen gewidmet, und es erscheint angebracht, hier einige Kernsätze davon in das Gedächtnis zurückzurufen: «Die meisten Mangaianer waren nackend, ausgenommen daß eine Gurtbinde, welche zwischen den Schenkeln durchgezogen war, die Geschlechtsteile bedeckte. Einige trugen über den Schultern einen Mantel von verschiedentlich gefärbten Zeugen mit länglichen oder viereckigen Streifen. Fast alle hatten den Kopf mit etwas Weißem umwickelt, das einem Turban und an einigen einem hohen kegelförmigen Hute gleichsah. Wir bemerkten noch, daß ihre Haut braungelb und ihre Statur mittelmäßig, doch dabei stark und zur Fülle geneigt war.» Mai, Cooks tahitischer Begleiter, fragte sehr unangebracht, ob sie Menschenfleisch äßen, was sie voll Unwillen und Ekel verneinten. «Ihr Bart war lang. Die innere Seite ihrer Arme bis an die Biegung, desgleichen verschiedene andere Teile des Leibes waren nach der fast durchgängigen Gewohnheit der Bewohner der Südinseln punktiert oder tatauiert. Ihre Ohrlappen waren durchbohrt oder vielmehr geschlitzt, und die Öffnung so groß, daß einer ein Messer und die Glasperlen hineinsteckte, die wir ihm gegeben hatten. Eben derselbe hatte zwei Perlmuttstücke und einen sehr enggeflochtenen Haarzopf am Halse herabhängen; dies war der einzige Putz, den wir sahen . . . Die Sprache der Eingeborenen von Mangaia ist ein Dialekt von der tahitischen; die Aussprache aber geschieht wie bei den Maori mehr durch die Kehle. Diese Insulaner haben eine schöne Gestalt und kommen den Tahitiern und den Einwohnern der Marquesas näher als irgendeiner anderen Völkerschaft, die ich im Südmeer angetroffen habe. Ihre Haut ist schmeidig und man sieht nichts von den Muskeln. Soviel wir beobachten konnten, ha-

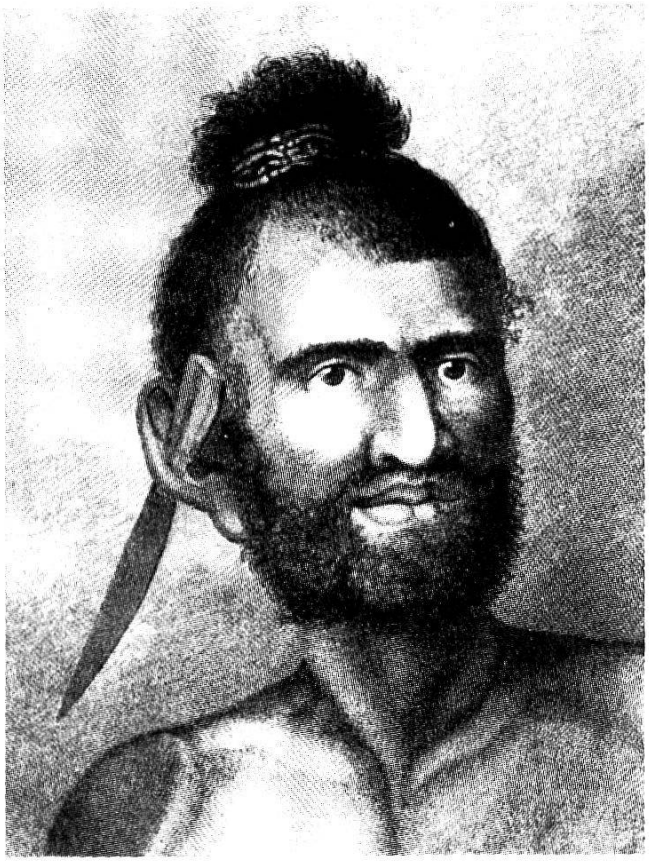

Abb. 2. Ein mangaianischer Fürst. Zeitgenössische Zeichnung des Berner Bürgers *Johann Wäber* und Begleiters von *James Cooks* dritter Reise. (Bildersammlung des Staatlichen Museums für Völkerkunde in Wien.)

ben sie jene Neigung zum Vergnügen, durch welche sich die Tahitier auszeichnen; sie besitzen nicht nur ein heiteres Temperament, sondern kennen auch gar gut die wollüstigen Gebärden, welche die Tahitier in ihren Tänzen anbringen . . . Wenn sie einen Fremden grüßen, so berühren sie seine Nase mit der ihrigen, fast so wie die Maori, und ergreifen hernach seine Hand, um sie ziemlich fest an Nase und Mund zu reiben . . . Im Ganzen gewährt diese Insel einen lieblichen Anblick und könnte durch verständigen Anbau zu einem der reizendsten Flecke auf der Erde gemacht werden . . .»

Der englische Missionar WILLIAM WYATT GILL (1828–1896) von der London Missionary Society hat zweiundzwanzig Jahre auf Mangaia verbracht und muß als der beste europäische Kenner der mangaianischen Kultur bezeichnet werden. Seine beiden bedeutendsten Arbeiten «Myths and songs from the South Pacific» (London 1876) und «Mangaia (Hervey Islands)» (Sidney 1890) sind als Standardwerke in die Kanakologie eingegangen. Gewiß: auch WILLIAM WYATT GILL hat seine Mängel, linguistische Ungenauigkeiten und puritanisch-prüde Moralbedenken neben einer trockenen und nicht gerade musisch beschwingten Weltschau und bar jeglicher Erfahrung in der Tiefenpsychologie; aber sie unterliegen

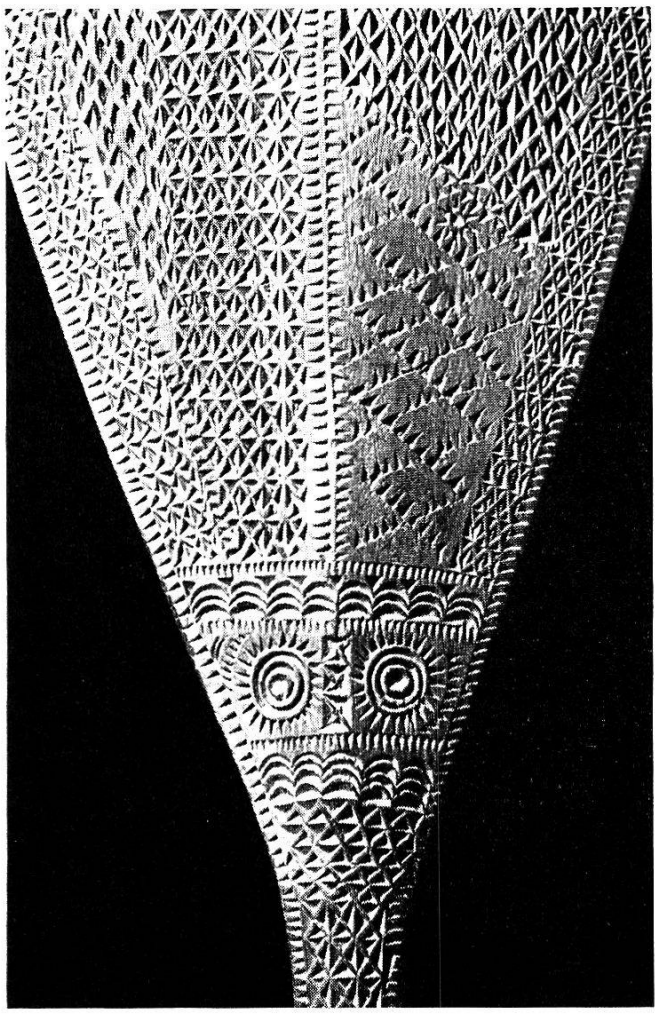

Abb. 3.

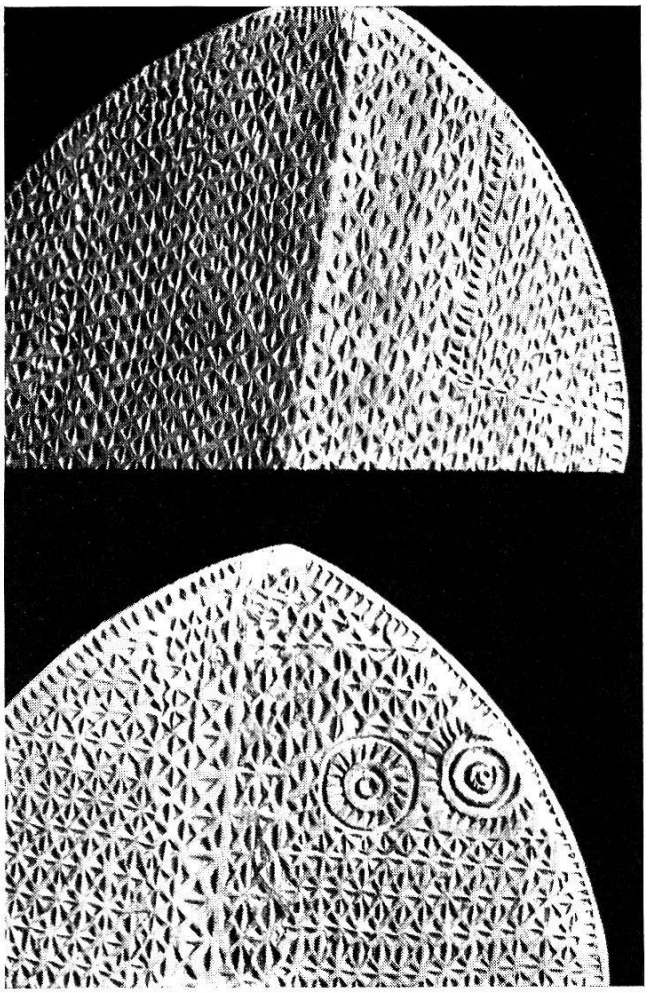

Abb. 4.

Abb. 3. Teilstück eines mangaianischen Zeremonialruders. Aus dem Besitz des Staatlichen Museums für Völkerkunde in München (IN: L 922), ungefähr 1830 von dem Franzosen *Lamarepicquot* gesammelt und 1841 durch König Ludwig I. von Bayern erworben.

Abb. 4. Blattende, oben außen und unten innen, eines uralten mangaianischen Zeremonialruders. Aus dem Besitz des Musée d'Ethnographie de la Ville de Genève (IN: 18352).

dennoch wesentlich seinen Vorzügen. Er hat Materialien zur Kenntnis der mangaianischen Dichtung zusammengetragen, die in ihrem äußeren und inneren Volumen als einmalig gefeiert zu werden verdienen. Sie vermitteln uns eine ausgerundete Kenntnis jener isolierten Lyrik und Mythik, die in ihrem formalen und substantiellen Dasein nur noch mit den zeitlosen und allmenschlichen Dichtungen des antiken Hellas verglichen werden darf. Ich weiß sehr wohl, daß ich damit Außerordentliches niederschreibe. Aber schon GILLS Zeitgenossen müssen dieses Außerordentliche verspürt haben, nachdem die schottische Universität St. Andrews ihm den juristischen Ehrendoktor verliehen hatte. Nicht unwichtige Teile seines Nachlasses warten noch immer unveröffentlicht. Noch fünfzehn

Abb. 5.

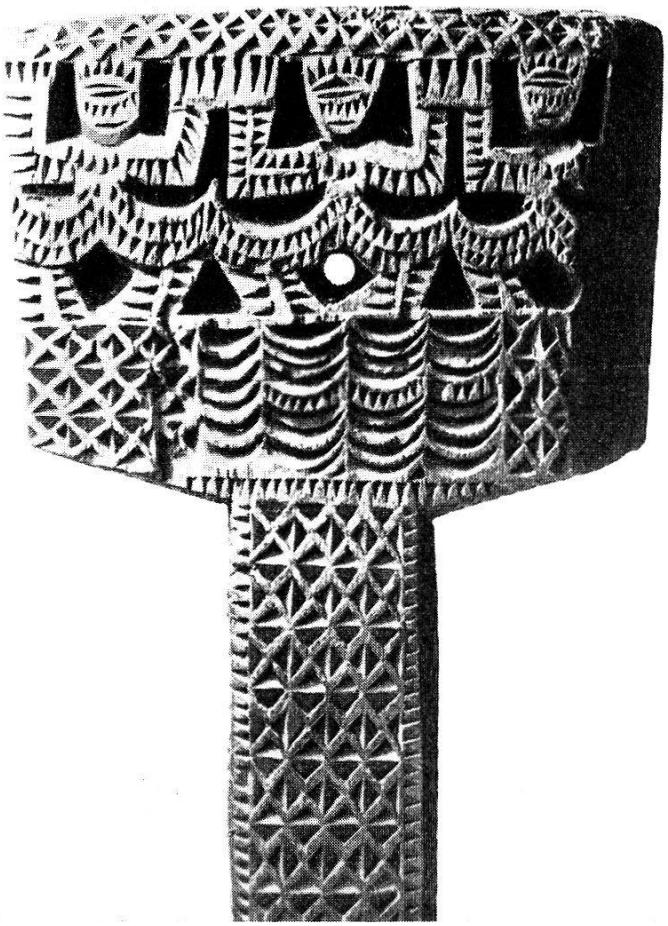

Abb. 6.

Abb. 5. Knauf eines Zeremonialruders für Frauen von der Insel Mangaia. Aus dem Besitz des Museums für Völkerkunde in Basel (IN: Vc 123), alter Bestand.
Abb. 6. Eckiger Knauf eines Zeremonialruders von der Insel Mangaia. Aus dem Besitz der Sammlung für Völkerkunde der Universität Zürich (IN: 5012), Originalgröße 8 cm bei Rudergesamtlänge von 120 cm.

Jahre nach seinem Tode erschien im Journal of the Polynesian Society, vol. XX, pp. 135/136 eine Glosse «A word about the growth (history) of Mauke Island»; alles übrige scheint einstweilen verschollen zu sein. GILL lieferte auch eine erste englische Prosaübersetzung der von mir hier mitgeteilten Naturmythe und rettete lükkenhaft die mangaianischen Originalverse dazu, deren geschlossene Niederschrift durch einen letzten kundigen Eingeborenen ARTHUR BAESSLER, der berühmte Begründer von dem bekannten grün gehefteten «Baeßler-Archiv», angeregt und gefördert hatte, als er im Jahre 1893 der Insel Mangaia einen mehrtägigen Besuch abstattete. So nur ist es mir überhaupt möglich geworden, diese lang vorbereitete Arbeit endlich in Angriff zu nehmen und erfolgreich durchzuführen, nachdem ich aus den gleichen Quellen bereits früher eine mangaianische Naturmythe in Versform mitteilen konnte

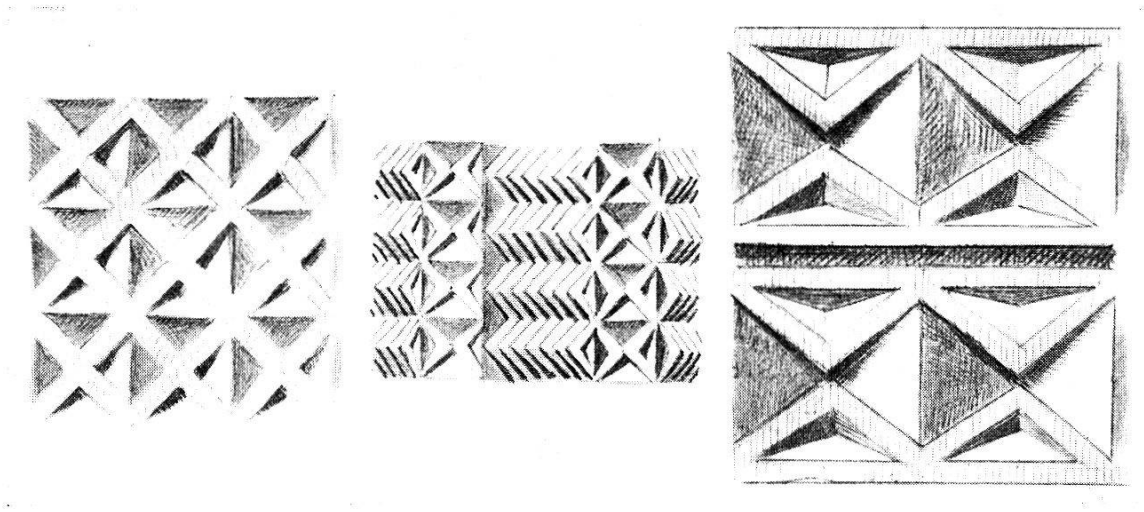

Abb. 7. Drei Ornamentmotive auf vorentdeckerischen mangaianischen Zeremonialäxten (Zierbeilen = toki ma'ia) als Beispiele einer Schriftvorform im Sinne von Sippenmerkzeichen (nach *Martin Gusinde:* Eigentummarken). IN: Rar. 1, 2 und 3, Bern, Historisches Museum, Ethnographische Abteilung.

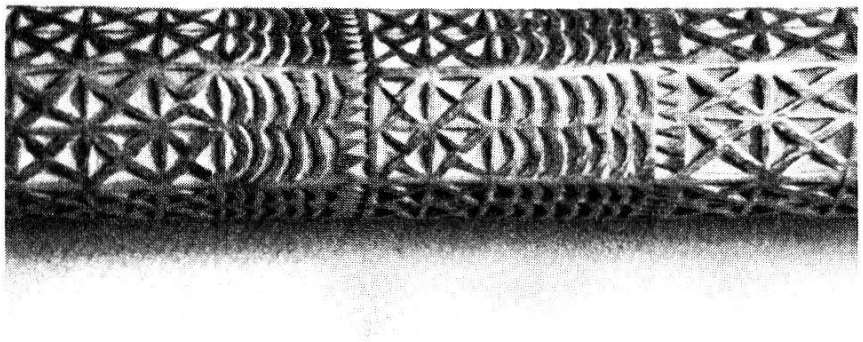

Abb. 8. Stilende eines uralten mangaianischen Zeremonialruders kurz vor dem Knaufansatz mit regelwidrigen wellenförmigen Ornamenteinschiebseln. Aus dem Besitz des Instituts für Völkerkunde der Universität Göttingen (IN: Oz 451).

(«Die Herren der Fische», Zeitschrift für Geopolitik XVIII, Seiten 107/108).

Mangaia liegt so abseits von den großen Reiserouten zur See und zur Luft des pazifischen Weltverkehrs, daß auch der Zweite Weltkrieg dort spurlos vorübergebrandet sein dürfte. Zwar habe ich seither nichts mehr von Mama Akaui gehört; vielleicht ruhen seine Überbleibsel schon in einer der vielen geräumigen Untermeergrotten seiner Heimatinsel. Mangaia ist und heißt Frieden. Die einsame Osterinsel wird viel häufiger besucht und ist viel gründlicher durchsucht worden. Auch Mangaia hütet manche ungelösten Kul-

turrätsel, und ich möchte es gern einmal selber betreten, da ich mit seiner Kultur und seiner Geschichte vertraut bin wie kein anderer lebender Zeitgenosse. Welchem Zwecke dienten die sogenannten mangaianischen Zeremonialruder, deren zierliche und kunstvolle Ausarbeitung selbst im übrigen Polynesien beispiellos blieb? Welche Aufschlüsse könnte eine systematische Durchforschung der untermeerischen Totenkammern Mangaias vermitteln? Wie erklärt sich das ursprüngliche Vorhandensein von fünf Stämmen und das jetzige Vorhandensein von nur drei Siedlungen auf Mangaia? Welche glücklichen Vorbedingungen haben das beispiellose Erblühen der mangaianischen Dichtung auf jener räumlich so winzigen Insel ermöglicht? War Mangaia vor, nach oder neben Raiatea ein Kult- und Kulturzentrum von allgemein-kanakischer Bedeutung? Wurden auf Mangaia regelmäßige Dichter- und Gelehrtenwettstreite ähnlich den großen, alljährlich an der Anakenabucht auf Rapanui (und wohl auch auf Mangareva) stattfindenden Kongressen der Rongorongomänner veranstaltet, und welche Rolle spielten die sogenannten Zierpaddel (Zeremonialruder), Tanzstäbe und toki macia (Friedensäxte) dabei? Fragen über Fragen, zu deren möglicher Beantwortung ich gern an Ort und Stelle weilen würde! «Den Geist der Südsee kennen wir nun so weit, daß wir sagen, wir kennen ihn kaum», gestand KURT VON BOECKMANN einmal melancholisch, und ein uralter Spruch samoanischer Weisheit verkündet: «E lē iai ʻo loo lē ola. = Es gibt nicht das Nichtlebende.»

Die Formkriterien

Hawaiis Hulahymnen und sein Pele-Epos, maorische Kosmo- und Theogonien, die paumotuische Kio-Philosophie, Samoas Liebeslieder und Sippengenealogien, die Memoiren tahitischer Prinzessinnen und Tongas Kunsttänze und Nationalmusik haben im Laufe der letzten Jahrzehnte das Interesse und die Bewunderung der gesamten kulturellen Menschheit auf sich gezogen. Mangaias Märchen- und Mythendichtung, Mangaias Profan- und Sakrallyrik brauchen sich nicht zu schämen, ihnen irgendwie nachzustehen. Zwar sind nur wenige vorentdeckerische Schöpfungen auf unsere Zeit herübergerettet worden; aber sie werden genügen, um das generelle Genie der mangaianischen Poesie kundzutun. Während die meisten Lyriker Hawaiis außerhalb der Hulagemeinschaften infolge der streng geschlossenen Arbeitsgruppen anonym bleiben mußten, wurden uns die einzelnen Schöpfungen mangaianischer Lyrik samt den Namen ihrer Verfasser überliefert, deren nähere Lebensumstände sogar uns nicht selten bekanntgeworden sind. So wissen wir, um nur die Hauptvertreter hervorzuheben, daß die

Dichtung eines KIRIKOVI um das Jahr 1750, die Dichtung eines UANUKU um das Jahr 1775, die Dichtung eines KOROA um das Jahr 1800 und die Dichtung eines TUKA um das Jahr 1815 geblüht haben. WILLIAM WYATT GILL hat für alle Zeiten von KIRIKOVI ein, von UANUKU drei, von KOROA neun und von TUKA wiederum drei größere und berühmt gewordene Gedichte in allerdings nicht völlig einwandfreien und manchmal nur bruchstückweisen oder lückenhaften mangaianischen Originaltexten und einer inhaltlich und formal angreifbaren englischen Rohübersetzung gerettet, eine Kulturtat, die seinen Namen unvergessen machen wird. Die Poesien UANUKUs und KOROAs sind eines PINDAROS und BAKCHYLIDES durchaus nicht unwürdig und könnten gewiß irgendwann einmal als Grundlage für eine mögliche mangaianische Literaturgeschichte im Sinne einer Basis für eine gesamtpolynesische Literaturgeschichte ausgewertet und beurteilt werden. Das vorhandene Material ist umfänglich genug, und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihm könnte ein ganzes Menschenleben ausfüllen. Allein das spärlich überkommene dichterische Werk UANUKUs erscheint mir so bedeutsam, daß ich ihm eine monographische Darstellung zu widmen beabsichtige. Diese monographische Darstellung, «Uanukus mangaianische Funerale» betitelt, von AUGUSTIN KRÄMER und HEINRICH UBBELOHDE-DOERING wissenschaftlich begutachtet, war eigentlich schon Ende 1941 in einer einzigen Handschrift fix und fertig vorhanden und sollte bei Ernst Reinhardt in München und Basel als Buch erscheinen, was jedoch durch politische Geschehnisse verhindert wurde. Jene einzige Handschrift verbrannte indessen bei einem englischen Bombenangriff auf Berlin in dem restlos vernichteten Wohnhause meines Freundes Oskar Schirmer und soll jetzt (hoffentlich!) aus meinem unbeschädigten Gedächtnis wieder auferstehen.

Die Verse der mangaianischen Kunstdichtung sind freirhythmisch und reimlos wie bei WALT WHITMANS «Leaves of Grass». Sie beschreiben einerseits konstante äußere Situationen und huldigen andererseits wechselnden inneren Gefühlen. Zur gleichsam musikalischen Untermalung dieser beiden Ausdrucksformen werden zeilenweise helle oder dunkle Vokale bevorzugt. Ein Beispiel für die Helltönigkeit: «Ariua te mata i Mangaia! = Wende das Gesicht nach Mangaia!» Ein Beispiel für die Dunkeltönigkeit: «Porutu te ua. = Laut rauscht der Regen.» Hier überwiegt der dunkle Vokal u und dort der helle Vokal a. Es war also auch dem mangaianischen Dichter nicht erlaubt, ohne Formkenntnis sozusagen darauf loszudichten. Bevorzugt sind in der Kunstdichtung ferner Stropheneinteilungen, die laufend numeriert werden, also: unuunu tai, unuunu rua, unuunu toru, unuunu ā, unuunu rima und so

weiter. Auch die wiederkehrende Form des Refrains (papa = Grundlage, Grundstein, Felsen) blieb nicht unbekannt. Zur Hervorhebung von Besonderheiten wurden hintereinander mehrere Verszeilen mit der gleichen Silbenanzahl verwendet. Interjektionen und Vokativformen finden sich häufig (taipo ē! = wohlan! oder aē! = jawohl!). Nicht selten werden die Gedichte mit einer sakralsprachigen unübersetzbaren Schlußzeile (akareinga) beendet, die stereotyp in vielen Gedichten wiederkehrt: «Ai e ruaoo ē! E rangai ē!» Die Hauptgattungen der mangaianischen Kunstlyrik bilden Götterhymnen und Kultgesänge, Melodrame und Miniaturdramen, Funerale (tiau) und Lamentale (veē); für die letzten beiden Lyrikarten war es der mangaianischen Kunstdichtung vergönnt, Schöpfungen beizusteuern, die in den unveräußerlichen musischen Vorrat aller Menschheit einzugehen durchaus würdig sind. Die Funerale bilden komplizierte polyphone Totenklagegesänge mit Stropheneinteilung für gemischte Chöre und diverse Soli, fast oratoriumartig ausgebaut, während wir die gleichfalls stropheneingeteilten einfachen, aber als Rezitativsolo dargebotenen wirklichen Totenklagelieder als Lamentale bezeichnen wollen. Der Vortrag von Versen ohne Begleitung durch Vokal- oder Instrumentalmusik oder beides gleichzeitig ist im gesamten polynesischen Kulturgebiet einfach undenkbar.

Die Versdichtungen aus dem namenlosen Munde des Volkes wurden rhapsodisch-monoton vorgetragen; allerdings mußte der Einklang mit dem Wellenrhythmos gewahrt bleiben. Hier konsultierte die eingeborene Metrik die Interferenzerscheinungen der moana und richtete sich nach ihnen. Jede Übertretung wäre als ataktisches Übel, als musisches Sakrileg empfunden worden. Da in allen polynesischen Sprachen der Wortton fast immer — Ausnahmen werden durch Längenzeichen akzentuiert — auf der vorletzten Silbe liegt, habe ich für meine Eindeutschungen analog dazu ausschließlich trochaiische Metren verwendet. In der bereits erwähnten Übersetzung von «Te ariki na ika = Die Herren der Fische» gebrauchte ich analog dem mangaianischen Original gewöhnlich den Tetrameter und zur Kenntlichmachung von Strophenabsätzen oder sonstigen Hervorhebungen benutzte ich gelegentlich den Trimeter. Die rezitativische Monotonie des Originaltextes wurde dabei am besten gewahrt. Bei der hier nachfolgenden Eindeutschung von «Te va'ine o Tinirau = Die Gattin des Fischgottes» mußte ich den gleichmäßig längeren Verszeilen des Originals gerecht werden und verwandte für gewöhnlich den Heptameter und den Hexameter; der Pentameter dagegen wurde nur eingeschaltet, wenn es Abschnitte gleichsam als unterschiedliche Strophen zu kennzeichnen galt. Keine Verszeile wurde mit einer

betonten Silbe, sondern immer mit einem echten Trochaios beschlossen. Ich habe also meine Eindeutschung unter gründlicher Kenntnis und lückenloser Beherrschung der Originaltexte sprachlich, lautlich und formal mit der notwendigen musischen Einfühlung vorgenommen, so daß ich sie nach menschlichem Ermessen als wohlgelungen bezeichnen darf. Natürlich ist die transponierte deutsche Sprachmelodie der mangaianischen Wortemusik höchstmöglichst angeglichen worden, soweit eine vornehmlich konsonantisch lautierte Sprache einer vornehmlich vokalisch lautierten Sprache gegenüber eine solche Angleichung überhaupt zuläßt.

Die Elementargefühle aller Menschheit bedürfen keinerlei sprachlicher Kommentare; sie werden einfach mittels eines Mundes aus seelischen Urtiefen in den Raum geschleudert. Weit schwieriger bleibt die Frage für die Komplex- und Kollektivgefühle zu beantworten. Doch finden wir gewiß einen Anhalt für den mutmaßlichen Vortrag und die wahrscheinliche Wirkung mangaianischer Gedichte in ihrer Wortemusik selber. Die Rhapsoden psalmodierten pantomimisch, indem sie sich in eine Art von Trance hineinsteigerten, um schließlich auch ihre Zuhörer in den selbstgezogenen Zauberkreis mitzureißen und einzubannen. Kultus, Dichtung und Religion bildeten noch eine unveräußerliche Einheit, gleichsam ein großes kausalloses Welttheater. Ähnlich werden die keltischen Barden zur Zeit Ossians und die germanischen Rhapsoden der Eddaperiode vorgetragen haben: Eindringlichkeit als Summe *aller* Ausdrucksmöglichkeiten. Zur optischen Betonung dieser akustischen Intensität werden in einer Art von figural bewegter Rhythmik vielleicht die sogenannten Zierpaddel, Tanzstäbe und (für die Osterinsel) Schrifttafeln beigetragen haben, die lediglich mnemotechnische Gedächtnisstützen für ekstatische Hände in Form von magischen Pendeln gewesen sind: Materialnarkotika, sichtbare Stimulantia des Geistes anstelle von schmeckbaren wie Pflanzenrauschsäfte oder Kavawein. Die Kunst der Rede, des gleichsam meerisch wogenden Worterausches war die ursprünglichste aller polynesischen Künste; erst als sie makellos und vollkommen geworden war, gebar sie die kanakische Dichtung, die darum zu ihrem edlen Kerne sofort die würdige Form als schützende Schale fand. Die Dichtung des Ariers ist ein Kulturergebnis. Die Dichtung des Kanaken ist eine irdisch transponierte Musik der Sphairen. Jede ursprüngliche Musik aber ist irrational und prälogisch zugleich. Nur so durfte ich am 12. April 1938 in meinem eingangs erwähnten Budapester Vortrage als grundsätzliches Formkriterium feststellen: «Wenn wir, um einen optischen und kunstgewerblichen Vergleich zu gebrauchen, die arischen Sprachen als gewebte Sprachen bezeichnen können, in denen gleichsam die grammatikali-

schen Fäden zu kunstvollen Sprachmustern verwebt wurden, so müssen wir dagegen die kanakischen Sprachen, die nichts weiter tun, als vokalreiche Worte aneinanderzureihen, oftmals sogar scheinbar sinnlos, als Mosaïksprachen bezeichnen, da sie ihre innere Harmonie durch simple Anfügungen bauen. Dieser drastische Vergleich dürfte genügen, um aufzuzeigen, daß zwischen den Webmeistern einerseits und den Mosaïkschaffern andererseits sowohl in der seelischen Grundhaltung als auch in der Anschauung ihrer Umwelten eine unüberbrückbare Kluft bestehen muß. Mosaïke zu reihen, bleibt das Primäre und Primitivere. Die kanakischen Sprachen waren in ihrem schöpferischen Volumen bereits ausgefüllt, als unbekannte Meister unsere arischen Sprachen überhaupt erst zu weben begannen.»

Die Verborgenheiten

Selbst die fernräumliche mangaianische Dichtung spricht zu uns in Symbolen wie jene, um nur zwei europäische Beispiele zu nennen, von Stéphane Mallarmé oder Maurice Maeterlinck; neben einem manifesten verfügt sie auch über einen latenten Inhalt, der bisweilen doppelkapselig sich erweisen wird, wenn darüber hinaus die Profansprache noch in die Sakralsprache umschaltet. Latenten Inhalts bleibt das darin verborgene Geheimwissen; es kann religiös, physisch, psychisch, astronomisch, botanisch, zoologisch oder sonstwie bedingt sein. In unserer vorliegenden Naturmythe von 'Ina und Tinirau wurde das Geheimwissen astronomisch, psychisch und zoologisch verästelt. Es offenbart sich keineswegs bei erster oberflächlicher Lektüre und kann von uns Ariern vollkommen überhaupt nicht entschleiert werden, denn die Denkgesetze des Kanaken sind raum- und zeitlos unbeschwert, sind völlig anders geartet. Selbst sein Körpergefühl unterliegt anderen Voraussetzungen als das unsere. Der polynesische Mensch besteht aus drei Leibern: dem materiellen, dem psychischen und dem mentalen. Der Tod bringt die Auflösung des materiellen Leibes. Der narkotische oder der ekstatische Rausch steigert und vollendet die Kräfteentfaltung des psychischen Leibes. Ein Traum oder eine Krankheit vermögen den mentalen Leib zeitweilig von seinem materiellen Partner zu entfernen und einem zweidimensionalen, schattenhaft silhouettierten Eigenleben zu überlassen. Auch sind flüchtige Begegnungen mit anderen, zeitweilig oder immer freigewordenen, mentalen Leibern durchaus möglich, selbst wenn sie Toten zugehören. Jene selbständig agierenden Mentalleiber können sogar mit materiellen Waffen vernichtet werden (polynesische Meinung über plötzlich ausbrechende Geisteskrankheiten), darüber hinaus ein seltsames

Motiv, das, etwas abgewandelt, auch aus der estnischen Mythendichtung bekannt geworden ist; man vergleiche die Naturmythe «Weib im Wirbelwinde» aus den von mir mitgeteilten «Sagen aus Estland» (Atlantis XII: 6)! Die Marquesaner meinen, daß ein also getroffener Mentalleib lichterloh niederbrenne und aschenlos vergehe und daß sein menschlicher Träger, um bald selber daran einzugehen, eine Wunde an der gleichen Stelle aufweise, an der sein Mentalleib getroffen wurde. Man nennt jene zeitweilige Verselbständigung des Mentalleibes im Mangaianischen vairua = vai-rua = Zweiwasser, Zweistoff, Zweiexistenz (hawaiisch: wailua, maorisch: wairua, aus wai = Wasser, Stoff, Existenz und rua = zwei agglutiniert). Der psychische Leib verfügt über eine latente Wunderkraft, unausdeutbar vielfältig: mana, uns Abendländern allgemein bekannt geworden als ein Kernproblem der polynesischen Kulturen. Tiniraus Göttermana veranlaßte 'Ina zu ihrer astronomisch bedeutsamen Hochzeitfahrt, andeutungsweise die Wechselwirkung von Mond und Mondphasen auf Ebbe und Flut erahnend.

Tinirau befand sich während der Ankunft 'Inas in dem Nirgend-Lande (Pa-enua-kore). Korekore aber heißt im Mangaianischen die Nacht vor dem zunehmenden Viertelmonde und Kore-akaoti (das letzte Korekore) die Nacht des zunehmenden Viertelmondes selber. Wenn wir jedoch wissen, daß korereka = schmal bedeutet, so beginnen wir zu begreifen, daß aus dem urgewaltigen Nichts allmählich und endlich ein zunächst noch sehr schmales Etwas wurde. Korekore, Korekore-roto (das zweite Korekore) und Korekore-akaoti heißen ferner die drei letzten Nächte vor dem abnehmenden Viertelmonde, während die Nacht des abnehmenden Viertelmondes selber Tangaroa genannt wird, hehr und heilig dem Herrn und Hüter der unergründlichen moana, dessen eine gewichtige Gestalt von unzähligen Metamorphosen als Tinirau sich zu offenbaren pflegte. Tangaroa im Meere und Tinirau im Nirgend-Lande sind allüberall im Norden (Akarua), Süden (Tonga), Osten (Marangai) und Westen (Parapu) vorhanden, also weltweit in der moana und in dem kore zugleich. Die siebzehnte und die achtundzwanzigste Mondnacht galten als besonders günstig für den Fischfang, aber — für den Fischfang von Götterfischen. Überalterte Atavismen bezeichneten in übertragenem Sinne auserwählte schmackhafte Menschenleiber als Götterfische; so waren demnach in uralten Zeiten jene beiden Mondnächte schlechthin als Mordnächte gekennzeichnet worden, und wir verstehen symbolisch, warum 'Ina auf ihrer Hochzeitfahrt zu Tinirau zweimal von Haifischrudeln, einmal acht Großhaie und ein zweites Mal zehn Giganthaie, geschnappt und gefressen werden sollte. Die achtzehn Haie insgesamt bedeuten achtzehn Mondnächte und führen direkt zur siebzehnten

Mondnacht, der ersten und eigentlichen Mordnacht, wenn wir die Neumondnacht Otire o Avaiki = Eintauchen in die Unterwelt, abgekürzt Otireo, mitzählen wollen. Die erste Nacht nach dem Neumonde wurde Iro genannt, da sie ihm, dem Schirmherrn aller Diebe, geweiht war, und nur in ihr pflegte man im vorentdeckerischen Mangaia Diebstähle durchzuführen. Ngana, der Erzdieb, pflegte allerdings bei Tage zu stehlen, nachdem er die Sonne durch eine Nachtbeschwörung, also durch eine totale Finsternis, zeitweilig ausgeschaltet hatte, und entwischte, einem moko, einer Eidechse nicht unähnlich, gnomhaft getarnt durch ein Astloch. So wurde fast unauffällig ein bedeutsames astronomisches Geheimwissen in unsere poetische Naturmythe hineinverwoben, das selbst im Wechsel der Einzelgeschicke und im Wandel der Kultformen nicht mehr verlorengehen konnte.

Innerhalb der Tierkunde interessieren einen ausgesprochenen Meermenschen natürlich zuerst und zuletzt Leben und Treiben der ika, sein gewaltiges Gewimmel der Fische. Täglich kommt er mit ihnen in Berührung und macht sich darum Gedanken über ihr Werden und ihr Vergehen, über ihre Formen und ihre Farben, über ihren Nutzwert und ihren Unwert. Er kennt und unterscheidet sie alle, angefangen (in der samoanischen Nomenklatur) von den kleinsten sala'amu = sala (schwärmen) = 'amu (Koralle) = Korallenschwärmer, pipine = Nädelchen oder miti'afu meleke = miti (Matrose) = 'afu (Hemdchen) = meleke (amerikanisch) = amerikanisches Matrosenhemdchen, über die mittleren lau'ofe = lau (Blatt) = 'ofe (Gestalt) = Blattgestalt, matapula = mata (Auge) = pula (Glanz) = Glanzauge oder tăotăo = Lanzenfisch, bis zu den größten sagenhaften Ungetümen, faeme = Scheusal, magō = Haiungeheuer oder tafolātū = tafolā (Pottwal) = tū (gewaltig) = Riesenpottwal, um nur einzelne interessante Typen namentlich hervorzuheben. Farben und Formen aller Fische wurden legendär gedeutet. Der moemimi = moe (Schlaf) = mimi (pissen) = Schlafpisser heißt darum so, weil er, aus den Reusen geholt und gehörig abgezappelt, in die ihn greifende Hand einen seifenartigen Schleim absondert, und der ursprünglich silberschuppige api verfärbte sich plötzlich dunkeltintig, weil 'Ina durch eine Zauberformel von ihm Besitz ergriffen hatte. Noch heutzutage bedeutet das Wort api im Mangaianischen soviel wie Eigentum oder Besitzergreifung. Auch die einseitigen Doppelaugen der Flachfische wurden mythisch erklärt. 'Ina formte viele Fische und schenkte ihnen ihre fleckigen, streifigen oder schillernden Farben. Schläge und Tritte begleiteten ihren Willen zur Umformung oder Umfärbung. Was der ewige uranfängliche Gott begonnen hatte, vollendete seine irdisch gezeugte Gemahlin, symbolisch den Willen des Unaufhör-

lichen mit dem Spieltrieb des Begrenzten gattend. Uns gedankenklaren Europäern wird jene prälogische Formwelt nicht immer deutlich sich erschließen wollen. Der christliche Gott hat die Geschöpfe erdacht und geformt; der kanakische Gott ließ eine Art aus der anderen gleichsam sich herausspielen und in eigener Fortentwicklung stufenaufwärts sich verselbständigen.

Der Gedankenwelt des Meermenschen sind keine hemmenden Schranken gesetzt, wie sie der Landmensch durch die natürliche und mannigfaltige Begrenzung seines Lebensraumes empfinden muß. Meer ist kein Raum im kubischen Sinne, da es gleichsam der dritten Dimension entbehrt. Ἄριστον μὲν ὕδωρ, Wasser ist das Edelste, wie PINDAROS sagt. Ὕδωρ δὲ πόντου οὐ σάπεται, Meer bleibt unergründlich, wie BAKCHYLIDES bestätigt. Bereits THALES von Milet hielt das Meer für den Urstoff, und ARISTOTELES meinte, auch die Nahrung und der Samen aller Lebewesen seien feucht und selbst die Wärme könne nur aus der Nässe entstehen. Wir haben viele Gründe zu der Mutmaßung, daß schon im vorentdeckerischen Mangaia zur gleichen Zeit, also mindestens zweieinhalb Jahrtausende vor unseren Tagen, ähnliche Gedankengänge erwogen sein mögen. Die polynesische Märchen- und Mythendichtung beschäftigt sich niemals mit Kot als einem Symbol für Erde, wohl aber häufig mit Urin als einem Symbol für Wasser. Öffentliches Urinieren wird heutzutage trotz aller Europäisierung auf den meisten polynesischen Inseln als unbewußtes autothalattisches Kultrudiment noch allgemein beobachtet. HANS NEVERMANN schreibt dazu in seinem Reisebericht «Altes und Neues in der heutigen Kultur der Gesellschafts-Inseln» (Ethnologischer Anzeiger IV: 2, Seite 100): «Im Gegensatz zu der herrschenden Reinlichkeit und dem ausgeprägten Schamgefühl, an dessen Ursprung wohl die Missionen maßgebend beteiligt sind, steht die Ungeniertheit, mit der beide Geschlechter in aller Öffentlichkeit urinieren.» Manche unbewußten autothalattischen Kultrudimente, die ich nicht besonders hervorgehoben habe, werden bei einer aufmerksamen Lektüre der nachfolgenden mangaianischen Naturmythe in Versform noch deutlicher hervorquellen, um den generell-genial pulsierenden Kraftstrom mangaianischer Dichtung an unser erstauntes und entzücktes europäisches Ohr rauschen zu lassen, und wir papalagi werden vielleicht die heiligen Worte uralter samoanischer Überlieferung begreifen lernen, die da lauten: «'A oti, oti ai pea i le sami. = Wenn ich endlich verschwinden muß, möchte ich in das Meer verschwinden.»

Die Gattin des Fischgottes

Ngaetua und ihr Gatte Vaito'oringa
Hatten neben zweien Söhnen, Tangikūkū einer
Und auch Rupe [1] dann der zweite, eine schöne Tochter:
'Ina. [2] 'Inas Eltern waren wohl die reichsten
In der Landschaft Nukutere, weit und breit bewundert
Wegen ihres Muschelschmuckes, wegen ihrer
Tapafülle, wegen ihres Federputzes,
Scharlachfarben und von tiefster Schwärze . . .
Eines Tages in der Frühe mußten 'Inas Eltern
10 Schnell verreisen und zum ersten Male ihr die
Sorge für den Haushalt überlassen. 'Inas Mutter
Mahnte sie nachdrücklich, alle Schätze ihres Hauses
An die Luft zu bringen, aber, wenn der Himmel
Sich bewölke, alle Schätze wieder in das
Haus zu schaffen, denn sie wußte, daß der Erzdieb
Ngana jedenfalls das Sonnlicht scheue; aber
Während einer langen Wolkentrübung würde
Er sein freches Glück versuchen, er, der schlimme Erzschelm.
Doch die Sonne strahlte; keine Wolke ward gesehen.
20 Ganz gehorsam legte 'Ina alle Schätze
Auf ein Tuch von reinster meerschaumweißer Tapa.
Erzdieb Ngana lag schon auf der Lauer . . .
Asselsohlig schlich er durch die Nachbarbüsche,
Um sich einen guten Ausblick über alle
Diese vielbegehrten Kostbarkeiten lustvoll
Zu verschaffen. Plötzlich sprach er eine Nachtbeschwörung
— Und die Sonne überdeckte sich mit dicken
Wolken. Furchtlos trat er aus dem Dickicht, um die
Langerwünschten Kostbarkeiten zu erhaschen.
30 Aber 'Ina war viel schneller; lächelnd schaffte
Sie den Zierat in das Haus. Doch nun bat Ngana
Harmlos-liebenswürdig um die Gunst, die Schätze
Näher zu betrachten und gar zu probieren;
'Ina möge prüfen, wie er darin wohl sich mache.
Sie war sehr mißtrauisch, schlug es schroff ihm ab; indessen
Ngana girrte, Ngana gurrte und die völlig

---

[1] Rupe ist die alt-mangaianische Bezeichnung für eine große graue Taubenart, hier wahrscheinlich auf ein namengewordenes Totem zurückzuführen; maorisch und tahitisch ebenfalls: rupe, samoanisch: lupe. Im Süden von Mangaia, in der Nähe des Dorfes Tamarua, fließt ein Flüßchen namens Ruperupe.

[2] 'Ina-motea = Mondlicht, eigentlich: die Blässe der Mondgöttin; hawaiisch bedeutet hina Mond und Mondgöttin; samoanisch: māsina, in der Kurzform Sina als Mädchennamen gebräuchlich.

Unerfahrene Jungfrau schwankte, ließ sich schlau und
Schlimm betören. Sie erlaubte ihm im Innern
Ihres elterlichen Hauses einige Schmuckstücke
40 Anzulegen; doch, um allen Möglichkeiten
Vorzubeugen, schloß sie alle Wände . . .
Der verschmitzte Ngana zierte sich mit allen
Kostbarkeiten, nachdem er die eigenen Hüllen,
Arm und arg zerschlissen, abgeworfen hatte.
Nur den Kopfschmuck hielt die Jungfrau fest in ihren
Zarten Händen. Ngana bettelte von neuem,
Auch den Kopfschmuck ihm zu leihen; fuiaartig [3]
Lockten seine Worte. Schließlich ward ihm 'Ina
Willig; Ngana tanzte drob voll höchster Wonne,
50 Königlich geschmückt, herum im Hause Runde
So auf Runde, immer in der stillen Hoffnung,
Eine Öffnung zu erspähen, wohlgeeignet,
Mit dem reichen Raube zu entschlüpfen. Endlich
Sah er so ein kleines Löchlein, breiter nicht als
Seiner Liebsten Spalte, und verschwand dann, zauberkundig,
Flugs auf Nimmerwiedersehen. 'Ina aber,
Die am Tanze ihres Gastes sehr ergötzt sich hatte,
Blieb verstört zurück und hörte nur noch seine
Letzten Worte: ,Freundin 'Ina, laß Dich nie betören
60 Durch der schmucken Männer Schmeichelreden . . .' [4]
'Inas Eltern kamen hastig heimwärts, denn sie hatten
Ngana stolz und triumphierend mit den Schätzen
Zu den Wolken ausschreiten gesehen. Böses
Schwante ihnen. Richtig fanden sie die Tochter
Vor in tränenvollstem Kummer und sie fragten,
Warum sie so weine. Schluchzend sagte 'Ina:
«Aller auserlesenster Besitz ward gestohlen!»
,Aber blieb denn Nichts mehr, schwand denn Alles spurlos?'
Fragten die entsetzten Eltern. «Garnichts blieb uns»,
70 Jammerte die Jungfrau, raufte ihre Brüste.
Zornvollst brach die Mutter einen grünen Kokosnußzweig,
Um der Tochter Rücken durchzuprügeln, bis ihn
Striemen batikten, und auch der Vater grimmigst

---

[3] fuia (samoanisch), huia (maorisch), eine Starart mit dunklem Gefieder *(Sturnoides atrifusca* oder auch *Heteralocha),* die mit Vorliebe die beißenden Früchte der Capsicumpflanze (samoanisch: poloite) frißt.

[4] Die Verszeilen 59/60 lauten im mangaianischen Originaltext:

Tamu tamu tai tara
E 'Ina ē tou reka.

wörtlich: Meide, meide eitele Geschichten,
O 'Ina, (sie) ertränken (Dein) Vergnügen.

Züchtigte die Tochter tüchtig, bis sie plötzlich
Ward von einem Göttermana [5] seherisch besessen,
Das mit seltsam-fremder Stimme aus ihr keuchte:
«Heilig bin ich, streng tabū; ihr dürft mich, Eltern,
Nicht berühren! Zur Heiligen Insel will ich
Reisen; nur allein Gott Tinirau [6] darf mich strafen.» [7]
80 Und der Vater abließ, sie zu schlagen . . .
'Inas kleiner Bruder Rupe aber weinte
Bitter über der geliebten Schwester Unglück.
Bald danach erhob sich 'Ina, wie wenn sie ein wenig
Sich Bewegung machen wollte. Kaum war sie den Blicken
Ihrer Eltern so entschwunden, als sie schnellstens
Nach der sandigen Küste rannte. Auf dem Wege
Traf sie ihren großen Bruder Tangikūkū,
Der vom Fischen heimwärts kam und sie natürlich
Fragte, wohin sie wohl ginge. «Möglichst baden»,
90 Meinte 'Ina; aber in dem jähen Schrecken,
Daß er doch den Eltern ihre Flucht berichten könnte,
Nahm sie plötzlich seine Fischrohrrute, knickte
Sie mit ihrem Fuß und wählte einen scharfen
Splitter sich als Messer, sprach zum Bruder: «Zeig mir
Deine Zunge!» Und er zeigte, und sie schnitt ihm
Ohne Zaudern dann die Spitze fort, so daß der
Arme Tangikūkū nicht zu sprechen mehr vermochte.
Solches hatte 'Ina nur gewollt und sicher
Gegen jede — jede mögliche Verfolgung
100 Blieb fortan ihr Pfad der Flucht verborgen . . .
Zärtlich herzte sie den großen Bruder, von ihr
Lieblos just verstümmelt, und enteilte rasch zum
Strande, wo sie lang und voller Liebessehnsucht

---

[5] mana ist ein allgemein-polynesisches Sakralwort mit latenter Bedeutung und erklärt sich gleichsam als vis vegetativa perennis, das unaufhörliche Lebensprinzip, hineingelegt in Jeden und in Alles.

[6] Tinirau (samoanisch: Tigilau), berühmter allgemein-polynesischer Fischgott, eigentlich tini-rau, zusammengesetzt aus tini = 200 000 und rau = 200, was multipliziert vierzig Millionen ergibt, also unzählbar bedeuten soll.

[7] Die drei Verszeilen 77—79 sind im mangaianischen Originaltext eigentlich vier Verszeilen und lauten:

E kiri taputapu taua kiri;
E kiri akaereere taua kiri;
E kave au i Motu-tapu;
Na Tinirau e ta ta i taua kiri.

wörtlich: (Meine) Erscheinung sehr heilig, nicht antasten (die) Erscheinung.
(Meine) Erscheinung Ursprungfülle, nicht antasten (die) Erscheinung.
(Ich) will fort zur Heiligen Insel.
Allein Tinirau darf schlagen (und) antasten (meine) Erscheinung.

Schaute nach dem Sonnenuntergange, da in
Jener Richtung Motu-tapu [8] liegen mußte,
Motu-tapu, die Heilige Insel . . .
Während 'Ina noch nachdachte über ihre
Reiseroute, die sie wohl zu nehmen hätte,
Sah sie flugs zu ihren Füßen jenen kleinen
110 Fisch Manini. [9] Da sie wußte, daß doch alle
Fische Untertanen Tiniraus bleiben,
Redete sie jenes Fischlein, das neugierig
Nach ihr schaute, trostlos-trauerig also an: «Du
Kleiner Fisch, bist Du Manini, in die Küsten
So verliebt? Du kleiner Fisch, bist Du Manini
In den Ozean verliebt? [10] Komm, trage mich auf
Deinem schlanken Rücken hin zu meinem Gatten [11]
Tinirau, um mit ihm in seinem Land zu leben!»
Jener kleine Fisch berührte als ein Zeichen
120 Der Bejahung 'Inas schmale Zehen. 'Ina
Stieg auf seinen schmalen Rücken. Aber der Manini
Streifte halben Weges kaum den Rand der Riffe,
Als er schon sich überschlug, unfähig, länger
Eine solche Last zu tragen. 'Ina plumpste
In das seichte Wasser; ärgerlich darüber
Schlug sie den Manini fünfmal heftig — davon
Stammen alle schönen blauen Streifen an den
Seiten dieses Fisches, die auch alle seine
Enkel tragen, und man nennt sie heutzutage
130 Auch noch: die von 'Ina Tatauierten . . .
Das enttäuschte Mädchen krabbelte zurück zum Strande,
Um zu überlegen, wie es wohl die Meeresreise
Wirksam fördern und vollenden könnte. Da schwamm
Ein Paoro in ihr Blickfeld, größer als das
Erste Fischlein. 'Ina sprach zu ihm, wie früher

---

[8] Motu-tapu, zusammengesetzt aus motu = Insel und tapu = heilig, ein winziges, vollständig mit Kokospalmen bedecktes Atoll am Ostufer der Insel Rarotonga bei der Siedlung Muri in der Bucht von Ngatangiia gelegen, weitberühmt als uralte Meerkultstätte.

[9] manini ist die altertümliche vorentdeckerische Bezeichnung für den winzigen Fisch avini, *Acanthurus triostegus* L., 10—15 cm lang, ein ganz gewöhnlicher Rifflagunenfisch, dessen Fleisch nicht sehr geschätzt wird.

[10] mangaianisch: Manini tere uta koe i teia manini?
Manini tere tai koe i teia manini?
wörtlich: Manini, reist (Du) als der Binnenwasser liebende Manini?
Manini, reist (Du) als der Meeresweite liebende Manini?

[11] mangaianisch: Ki taku tane ariki kiā Tinirau
wörtlich: Zu meinem fürstlichen Gatten Tinirau
taku = festlich, tane = Mann, taku tane = Gatte

Mit dem Fischlein sie gesprochen, setzte sich auf
Seinen Rücken und begann zum zweiten Male
Ihre abenteuerliche Reise. Aber
Der Paoro konnte auch nicht lang sie tragen:
140 'Ina in das Wasser werfend, floh er eiligst;
Doch sie fand noch Zeit genug, ihm einen derben
Schlag zu geben. Jener Schlag vererbte sich von
Fisch zu Fisch; auch heute Ruhm und Zierde der Paoros,
Aller miteinander. Dann versuchte 'Ina
Es mit einem Api — leider auch vergeblich.
Ihn bestrafte sie, indem sie seine weißen
Schuppen gräßlich nachtschwarz färbte, altbewährter
Zauberformeln keineswegs unkundig . . .
Mit dem wundgepurzelten Popochen setzte
150 Sie sich schließlich zag auf einen mächtigen Steinbutt
Und gelangte heil bis in die Brandung, wo der
Steinbutt auf den Grund ging; zornvollst stampfte 'Ina
Auf den Kopf des blöden Fisches, wilder Kräfte
Mächtig, bis sein unteres Auge an die Oberseite
Drang und fortan alle Butten flach nur schwimmen,
Weil die eine Seite ihres Kopfes nunmehr ohne
Auge durch die Ozeane pendelt . . .
Doch da kam zum Rand der Wellendünung just ein
Riesengroßer Hai geschwommen. 'Ina sagte
160 Ihm die gleichen Worte. Willig legte sich der
Große Fisch zu ihren Füßen. Freudig setzte
'Ina sich auf seinen breiten starken Rücken.
Hurtig vorwärts ging die kühne Wellenreise.
'Ina war sehr froh; viel später plagte sie der
Durst. Sie klagte ihn dem Haifisch, welcher seine
Zackenreiche Rückenflosse [12] sorgsam steilte
Dienstbereit, an welcher 'Ina leicht nun eine
Ihrer Kokosnüsse öffnen konnte; gierig
Schlürfte sie die Fruchtmilch. Später war sie wieder
170 Durstig. Diesmal hob der Hai das Haupt und 'Ina
Hämmerte die harte Kokosschale heftig
Auf sein Hirn, betäubt vom jähen Schmerz des Schlages
Tauchte flugs Freund Mano [13] in die Meerestiefen,
Seine Reiterin dem Schicksal überlassend.
,'Inas Schlag' so heißt seit jenen alten Tagen
Eine runde Beule auf der Stirne aller Haie.

---

[12] mangaianisch: rārā tua

[13] Haifisch heißt hawaiisch: mano, mangaianisch und maorisch: mango, paumotuisch: mago.

'Ina, 'Ina, Du mußt selbst nun schwimmen! . . .
Müde wurde bald das Mädchen bei dem Kampfe
Mit den Wellen. Da erschien ihr königlicher
180 Retter: Held Tekea-nui [14], Großherr aller Haie.
Haltlos rutschte sie auf seinen Riesenrücken
Und erholte sich allmählich. Wieder vorwärts
Ging die Reise. Bald erspähte 'Ina in der
Ferne acht Kanūs, die rasch sich nahten, in der
Nähe als acht Haie sich entpuppten, jeder
Länger als acht Menschenarme. Und die Haie
Folgten 'Inas Reise gierig, und die Haie
Wollten 'Ina stürmisch schnappen. Furchtbar schrie sie
Auf in Todesängsten: «Ach, Tekea! Hilf, Tekea!!»
190 Und Tekea fragte laut: ‚Was gibt es?' 'Ina
Sagte ängstlich: «Schau, die Fische!» ‚Sind es viele?'
«Acht sind es, gewaltig-große!» Da sprach ihr Beschützer:
‚Sage ihnen: tummelt euch und weichet! Oder
Held Tekea-nui wird in Stücke euch zerreißen!' [15]
Eiligst flohen alle acht Banditen . . .
'Ina fortfuhr in der abenteuerlichen Reise
Zu dem angelobten Gotte, als zehn Giganthaie
Plötzlich sich um sie gruppierten. 'Ina ließ vor
Schreck ihr Wasser auf die weißen Wogen strullen.
200 Jene Giganthaie kamen von den Küsten
Motu-tapus und sie wollten Tiniraus
Bräutchen mörderisch verschlingen; doch der König
Aller Haie donnerte sie in die Flucht und
Setzte schließlich die sehr tapfere 'Ina auf den
Strand der Heiligen Insel und befriedigt kehrte
Wurfschnell er zurück zur Meeresmitte . . .
'Ina ging an Land und überschaute zaghaft
Ihre neue Heimat. Meereswasserteiche [16]
Waren überall zu sehen, angefüllt mit

---

[14] mangaianisch, marquesanisch und rapanuiisch: nui = groß, mächtig, stark

[15] Die Verse 193/194 lauten im mangaianischen Originaltext:
Mangamangaia, mangamangaia
Aea koe e Tekea-nui!
wörtlich: In Stücke zerreißen, in Stücke zerreißen,
Jawohl, wird (euch) der mächtige Tekea.

[16] Auch im alten Hawaii kultivierte man solche Fischteiche seit undenkbar langen Zeiten, wie *Eduard Arning* von seinem Aufenthalte im hawaiischen Königreiche während der Jahre 1883—86 berichtet. «An der Kaneohe-Bucht auf Oahu fand ich unmittelbar am Meeresufer Fischteiche, die mit Mauern aus Lavablöcken umlegt waren.» (Ethnographische Notizen aus Hawaii, Seite 53, Hamburg 1931)

210 Allen Arten Fischvolks. Sie gewahrte schließlich
Tiniraus Wohnsitz in der Nähe eines
Wunderbaren Buntfischteiches. Sonderbarerweise
War der Herr des Hauses nirgendwo zu sehen.
Doch im Haus entdeckte 'Ina eine große
Trommel, kostbar angefertigt aus dem schmucken
'Utuholze [17], auch ein Schlägel war dabei. Sie
Freute sich darüber und verspürte also
Lust zu trommeln: leise, leise, mählich lauter —
Wunderbare Allweltklänge raunten durch die
220 Weite Landschaft, drangen sogar bis zum Lande
Kore [18], wo der Gott an jenem Tage weilte.
Tinirau lauschte freudig, eilte flugs zu
Seiner Insel, um zu schauen, wer da bumme.
'Ina sah ihn kommen und versteckte schnell sich
Hinter einen Vorhang. Tinirau fand die
Trommel und den Schlägel auch in Ordnung, konnte
Aber seine schöne unbekannte Liebste
Nirgendwo entdecken, nirgendwo bemerken
Seine Trommlerin, die meerfischnackte. Und er
230 Wollte wieder sich zum Rückweg wenden in das
Nirgend-Land, als 'Ina leis noch einmal bummte.
Tinirau schaute rückwärts und entdeckte:
Seine Gattin. 'Ina wußte, daß es seine
Macht gewesen, welche sie beschützte, führte
Und bis hierher brachte. Nach neun Monden schenkte
'Ina ihrem Gatten einen Sohn mit Namen
Koro-maū-ariki [19], einen später wirklich
Hochberühmt gewordenen Sprößling. Nach neun weiteren
Monden sie gebar Ature, eine süße Tochter . . .

---

[17] mangaianisch: 'utu = (samoanisch: futu) *Barringtonia speciosa* L., prächtige Küstenbäume mit herrlichen Blüten, die kaum einen Tag überdauern; die vierkantigen faustgroßen Früchte dienen zum Fischebetäuben.

[18] Pa-enua-kore, zusammengesetzt aus pa = (auch maorisch und samoanisch: pa) Bollwerk, Wall; enua = (maorisch, whenua, tahitisch: fenua) Erde, Land; kore = (hawaiisch: ole, samoanisch: tole) nichts, nicht vorhanden — im tieferen denkerischen Sinne «das nicht von einander Getrennte» oder bei *Emil Reche* «es ist nicht in der Welt, die irgendwie ist, sondern steht nur als ein bildlos Gedachtes im Gegenüber zur Welt, im Denken» (Polynesien, Seite 47, Leipzig 1936). Alle kanakischen Sprachen verfügen über einen profanen und einen sakralen Ausdruck für das gleiche Wort, hier manifest und dort latent beinhaltet; kore entstammt dem sakralen und daher latent-begrifflichen mangaianischen Wortschatz und bedeutet überdies auf Mangareva: Wasserwelten, bewegt durch den Durchzug von Fischen.

[19] Koro-maū-ariki (wörtlich: Koro, der beständige Fürst) wird gewöhnlich einfach Koro genannt.

240 Rupe, 'Inas kleiner Bruder, spürte oftmals
Sehnsucht, seine lang verschwundene Schwester einmal
Wiedersehn zu dürfen, und er bat drum einen
Hübschen Hänfling[20] freundlich, ihm zu leihen die Gestalt. Der
Vogel war so gütig. Rupe schwebte in dem
Hänflingfederkleide weithin über die Moana [21]
Auf der Suche nach der Heiligen Insel. Eines
Morgens nun sah 'Ina auf dem Busche nah bei
Ihrem Hause einen hübschen Hänfling sitzen
Von der Art aus ihrer fernen Heimat. Zärtlich
250 Sie das Vögelchen beäugte, das urplötzlich
Menschliche Konturen annahm: Rupe war's, der
Kleine Bruder; welche namenlose Freude!
Die Geschwister herzten sich und Rupe war zufrieden
Mit der Schwester Schicksal; wurfschnell schwebte er nach
Hause, um den alten Eltern zu berichten.
Überglücklich waren sie, die lange — lange
Sehr gegrämt sich hatten. Und sie rüsteten zu
Einer großen Feier; feinste Tapastoffe
Falteten sie zum Geschenk für 'Ina und für
260 Ihre beiden Kleinen. Dienstbereite Vögel
Liehen Rupe und der Mutter Ngaetua
Noch einmal Gestalt. Geschenkbeladen schwebten
Beide übers Meer nach Motu-tapu. Welch ein
Frohes Wiedersehen! Alles Bittere ward vergessen.
Tinirau gab neun Nächte große Festlichkeiten
Seinen Gästen stolz zu Ehren; diese flogen
Dann zurück in ihre Heimat, während 'Ina
Tiniraus ewigjunge, ewigfrohe
Gattin und Gefährtin[22] blieb: Herrin aller Fische.

---

[20] mangaianisch: karaurau, eine Häuflingspezies.

[21] moana-irakau = Tiefsee in der begrifflichen Vorstellung von unermeßlichen Wasserweiten; samoanisch: moana = Meer, Tiefe, Weite, Weltenlicht, Unendlichkeit, Sehnsucht, Raumlosigkeit, tiefblau, also ungeheuer polymorph und inhaltträchtig; maorisch und tonganisch: moana = Ozean; paumotuisch: moana-takereke = lichtblau.

[22] mangaianisch (und auch samoanisch): tanea = einen Mann fleischlich erkannt haben (nur von einer Frau gesagt); hawaiisch: hoo-kane = einen Mann zum Herzensfreund sich machen (ebenfalls nur von einer Frau gesagt); tonganisch: taane = die Hochzeit eines ariki feiern.

Résumé.

L'île isolée de Mangaia, ainsi que celle de Rapanui (Ile de Pâques) avait été, avant l'ère des découvertes, un centre remarquable de culture polynésienne, dont les rares vestiges sont conservés dans nos musées. La civilisation de Mangaia est représentée surtout par des haches de cérémonie ou de paix (toki ma'ia), richement gravées, et par des avirons de cérémonie ou des pagaies d'ornementation de bois léger, dont les plus grands étaient destinés aux hommes, les plus petits aux femmes. Les meilleures de ces œuvres d'art sont attribuées à un seul artiste du nom de Rori, qui vécut bien avant l'arrivée du Capitaine James Cook à Mangaia en 1777. A Mangaia était également répandue la coutume de lâcher des cerfs-volants. Il y en avait trois sortes : en forme d'œuf (ua-moa), de massue (taiaro), et d'oiseau (perue). En ce qui concerne la culture spirituelle de cette île, de nombreux mythes et des contes originaux nous sont parvenus, parmi lesquels se trouvent des vers à la métrique parfaite en forme de litanies, comme ceux présentés ici, destinés à des fêtes publiques, auxquelles prenait part toute la population de l'île ; ils sont en quelque sorte les précurseurs du petit opéra de notre culture occidentale.

La poésie de Mangaia atteint également un très haut degré de perfection, et se distingue surtout par ses lamentations funèbres. Celles-ci sont appelées tiau, lorsque leur forme est compliquée et polyphone ; les formes simples, également basées sur le principe du vers, mais présentées comme des récitatifs, s'appellent veē. Seul le taunga cultivait ce genre de poésie. Le dernier taunga de Mangaia vécut autour de 1900 et s'appelait Daniela Tongitoro. Le souverain de l'île était alors Ioe Irengo Ariki. Le dernier âge d'or de la poésie funèbre de Mangaia nous a laissé des chants cultuels des taunga (poètes-prêtres) suivants : Kirikovi (époque classique autour de 1750), Uanuku (ca. 1775), Koroa (ca. 1800), Vaarua (ca. 1810), Tuka (ca. 1820) et Naupata (ca. 1830). Au missionnaire anglais William Wyatt Gill (1828-1896) revient le mérite d'avoir, pendant 22 ans passés à Mangaia, rassemblé, noté et conservé des textes originaux de l'île. De nos jours par contre, d'importants objets de cérémonie de Mangaia furent malheureusement détruits à Douai et Caen pendant la dernière guerre mondiale, comme j'ai dû le constater en 1947 lors d'un séjour en France.

Le mythe en vers métriques de Mangaia, présenté ici, est une poésie d'un intérêt particulier où, comme dans les deux épopées d'Homère, plusieurs auteurs anonymes ont contribué à la formation de ce chef-d'œuvre, traduit ici pour la toute première fois en une langue européenne. Il s'est agi alors de replacer ce mythe dans son cadre, d'en analyser la forme et enfin de faire ressortir la signification de certaines paraboles sacrées. L'auteur espère avoir réussi dans cette entreprise.

Summary.

In the pre-discovery days, the way-off island of Mangaia used to be similar to that other way-off island of Rapanui (Easter-Islands) a famous centre of Polynesian culture of which but a few remnants are still to be found in museums. In Mangaia it was especially the artistic ceremonial or peace axes (toki ma'ia) and the precious ceremonial oars or ornamental paddles of light wood which were famous. The bigger oars or paddles used to be for the men, whereas the smaller ones were made especially for women. The best of these works of art are credited to a master workman by the name of Rori who lived long before 1777 when Captain James Cook set foot in Mangaia. In Mangaia there was also a custom of letting different shaped kites fly up in the air. There were first of all the egg shaped kites (ua-moa), then there were the club shaped ones (taiaro) and finally the bird shaped ones (perue). In the form of

spiritual culture many myths and original fairy tales from old Mangaia have come down to us. Among them are some perfect metrical verses built up on the litany principle and mainly used for public performances attended by the whole population of the island. In a way it is some sort of an original form of the short operas which are so common here in our Western culture.

The poetry of Mangaia also reached some considerable heights and it is especially known for its death laments. Because of the complicated polyphone funeral customs in Mangaia these death laments are called tiau; the simple lament, however, which is also built up on the verse principle, i.e. proper form of lament, is called veē. Poetry was one of those things which could only be practised by the taunga. The last taunga in Mangaia lived around 1900 and was called Daniela Tongitoro; the ruler of the island in those days was Ioe Irengo Ariki. From the last golden age of Mangaian death poetry the works of the following taunga = priest poets, have come down to us: Kirikovi (classical period around 1750), Uanuku (1775), Koroa (1800), Vaarua (1810), Tuka (1820) and Naupata (1830). The British missionary William Wyatt Gill (1828 to 1896) deserves high credit for the way in which during his 22 years' stay on the island he collected the original Mangaian texts, sorted them and preserved them. This cannot be said for the way in which our time has dealt with many important Mangaian ceremonial objects. This fact was particularly brought home to me when I was in France for the first time after the war, in 1947, and found that many of these ceremonial objects which had been kept in Douai and Caen were destroyed through artillery fire and bombing.

The Mangaian nature myth in verse form which we have here before us is of special interest from the point of view of poetry because similar to the two songs of Homer many nameless word and picture formers play their part in forming this conglomeration into a perfect work of art which here has been translated into a European language for the first time ever. It now became necessary to make this nature myth in verse fit into its surroundings, then to make an analysis as to its form, and finally to figure out the meaning of certain sacred parables. The author hopes to have succeeded in this task.